Gedanken zur Ferienlandschaft

Autor(en): **Bader, M.W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme**

Band (Jahr): **11 (1954)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-783749

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

M. W. Bader

Gedanken zur Ferienlandschaft

Eigentlich wollte ich diese Gedanken, die sich mit der *Schweiz als Ferien- und Reiseland und mit der Planung* befassen, in aller Ruhe *in den Ferien* aufschreiben. Aber wie das Pläne und Planungen in sich haben, der vom Leben gehetzte Schriftleiter will sie sofort, bevor sie ausgereift sind. So ist es eben bei Stichworten, bei Anreizen geblieben. Auf das Stichwort Ferien (mehrtägiges Aussetzen von der Arbeit: steht im Lexikon) kommen als spontane Reaktionen Ausdrücke wie «nichts tun», nichts unternehmen müssen, in Freiheit faulenzen, ohne Planung und Programm leben können, an die Oberfläche. Aber das ist wirklich nur oberflächlich gesehen. Während ich schreibe, steht das Reisegepäck schon in der Halle, die Kinder turnen ungeduldig darauf herum, und ich weiss wohl, was es alles an planmässigen Vorbereitungen bedurft hat, bis es so weit war. Das Spannendste, Anregendste an den Ferien sind die Ferienpläne, dieses «eine-Wahl-, eine-Entscheidung-treffen» und wieder verwerfen, diese Erkundigungen, dieses Abwägen. Einen Ferienort suchen, Reklameprospekte — also doch Reklame — beschaffen, Zimmer bestellen, und weil es keine mehr hat, einen andern Ort suchen, Fahrpläne studieren und koordinieren, sind das nicht Planungen im eigentlichsten Sinne des Wortes? Auch das planloseste Nichtstun will offenbar langfristig vorbereitet sein. Selbst wenn wir die uralte, nomadenhafte und wieder so moderne Form des Reisens mit dem Wohnwagen, dem Caravan wählen, muss dieses Möbel termingerecht vorbestellt, die Route und die möglichen Lagerplätze gesucht werden. In der Schweiz, dem millionenfach aufgeteilten Land, gibt es ausser den wenigen gutschweizerischen Allmenden keinen freien Platz mehr, wo ohne weiteres ein Wohnwagen, ein Zelt aufgestellt werden könnte. Auch als eigenbrödlerischer Nomade bin ich auf die Organisation, den Zeltklub angewiesen.

Was suchen wir gehetzte, ruhebedürftige Mitteleuropäer am Ferienort, auf der Ferienreise, mit der Planung der Flucht vor dem Ich zum Ich. Es ist die Sehnsucht nach einem andern, nach dem eigentlichen Leben, die uns zu grösster Anstrengung, zur paradoxen Anstrengung, um Anstrengung zu vermeiden, treibt. Allgemeine, organisierte, garantierte, bezahlte Ferien sind durchaus neuzeitliche Begriffe, trotzdem das naturgegebene Verhältnis zwischen Arbeit und Ruhe, zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Abnutzung und Regeneration ein uraltes ist. Mit der Industrialisierung und Mechanisierung des Lebens müssen zwangsläufig auch die Ferien, das Nichtstun, industrialisiert werden. Der garstige aber treffende Ausdruck von der «Fremdenindustrie» ist typisch schweizerisch, allzu schweizerisch sogar. Das Mittelalter kannte neben den Sonntagen als Erholung die Tage der Heiligen. Holydays nennt der ferienbegabte Engländer die «Sommerfrische». Von den über 30 allgemeinen Festtagen hat die moderne, an den Dienst der Maschine gebundene Zeit bis auf Fastnacht, Ostern, Pfingsten und Weihnachten alle abgebaut. Der erste Mai ist ein erstes Zeichen für eine Wandlung. Auf dem Lande, in bäuerlichen Verhältnissen, wo sich das Leben entsprechend den Notwendigkeiten der Jahreszeiten abspielt, kennt man Ferien nur für die Kinder. Die Schulen werden geschlossen, damit die Kinder in der Hochsaison bei der Feldarbeit mithelfen können. Das industrialisierte, übernatürliche städtische Leben bedarf einer künstlerischen, wissenschaftlichen Regeneration. Die abwechselnden Reize, die dem Bauer durch die natürliche Folge des Wetters verabreicht werden, müssen dem Städter durch einen bewussten Wechsel, durch ein bewusstes Heraustreten aus der Tretmühle des Alltags, beigebracht werden. Ferienorte können daher ihrem Wesen nach nur anreizende, nur *reizvolle* Orte sein. Dieses Andere besteht im freien Land, in den Bergen, am Meer, für das wir Schweizer einen besonders reizvollen Ersatz besitzen in der Kombination zwischen voralpinen Seen und den mächtige Anreize ausstrahlenden Bergen im Hintergrund, Landschaften, die allgemein als die schönsten, ausgeglichendsten Gegenden der Welt gelten. Es ist denn auch ein Hauptanliegen der Landes- und Regionalplanung, gerade diese auserwählten Gebiete zu erhalten und zu fördern. Wer im schweizerischen Mittelland, ja wer in der Schweiz überhaupt reist, soweit das Einflussgebiet der Strassen und Bahnen reicht, kommt aus den immer unkrautartig weiter wuchernden Menschensiedlungen überhaupt nicht mehr heraus. Nur da und dort begegnen uns noch einige Quadratkilometer ursprünglicher, natürlicher Landschaft, und nur die Regionen mit Fels und Eis in der Ferne erinnern daran, dass es noch Gebiete gibt, denen der Mensch trotz aller Eingriffe noch nicht viel hat nehmen können. Aus der heutigen Mischform von Bauern- und Industrielandschaft wird mit zwangsläufiger Sicherheit eine verstädterte Häuserlandschaft entstehen, und es ist nur eine Frage des Erfolges oder Nichterfolges der Planung, ob diese Stadtlandschaft verödet oder reizvoll sein wird. Nur ein rechtzeitiges, sofortiges Ausscheiden von Natur- und Erholungsreservaten, die bewusste Beschränkung, die geplante Eindämmung des sich ausbreitenden Häusermeeres, der Asphaltwüsten und Autofriedhöfe auf besondere für ihre Entwicklung geeignete und vorbereitete Zonen, kann diese verheerende Entwicklung, wenn auch nicht aufhalten, so doch einigermassen lenken. Dabei geht es nicht nur um die Erhaltung der Fremdenindustrie, es geht vor allem um die mit dieser Entwicklung ebenfalls wachsenden Bedürfnisse nach Erholungs- und Regenerationsgebieten, um die Erhaltung unserer Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit. Dass mit dieser bewussten Einschränkung zugleich eine im Sinne der Lebenshaltungskosten günstige Einsparung und Rationalisierung unserer übergrossen öffentlichen baulichen Aufwendungen gemacht werden könnte, sei nur nebenbei bemerkt. Die Forderungen, die wir an die Erhaltung und Förderung von erstklassigen Erholungs- und Ferienlandschaften zu stellen haben, ist die, dass sie natürlich, anmutend, abwechslungsreich, reizvoll sein sollen, kurz, dass sie anders sein müssen als die drohenden, unabsehbar langwei-

ligen Häuserlandschaften der Vororte. Bei der Wahl — Planung ist immer Wählen zwischen verschiedenen, zwischen möglichst vielen Möglichkeiten — gibt es ein unfehlbares Kriterium, wir müssen die lebendigste, lebensvollste Lösung wählen und dürfen die Entwicklung nicht wie bisher bloss dem Zufall anheimstellen.

Was soll nun im besonderen an Ferienmöglichkeiten, an Erholungsgebieten und Erholungsstätten vorausbedacht und geplant werden. Da ist die leider kleine, immer kleiner werdende Gruppe der Einzelgänger, der Individualisten, die ganz einfach einmal heraus wollen aus den Häuserfronten, aus den Strassenfluchten, aus den Gaststätten, aus den Verkehrsbetrieben, aus den Menschenanhäufungen, aus den Umschlagplätzen von Geld, Gütern und Leuten. Da diese Leute nicht koordinationsfähig sind, gibt es da nicht viel zu planen. Einige Museen, einige Galerien und Bibliotheken, einige Zufluchtsorte oder Reservate in würdiger Umgebung. Aber gerade diese Eigenbrödler wissen nur zu gut, dass es diese Dinge in unserer Zeit nur auf dem Rücken der Allgemeinheit und nur dann gibt, wenn sich jemand für die Allgemeinheit darum kümmert. Diese Einzelgänger wissen nur zu gut, dass man diese seltenen und erlesenen Dinge nur geniessen kann, wenn sie durch besondere Aufmerksamkeit und Anstrengung gefunden, konserviert und in angemessener Umgebung bewahrt werden. Wir denken da in erster Linie an Kunst- und Baudenkmäler. Gerade diese stillen, zauberhaften Dinge, zu denen wir vor dem Staub, dem Lärm und der Lebensgefahr der Landstrasse fliehen möchten, sind gefährdet, weil sie der allgemeinen Aufmerksamkeit entzogen sein müssen. Damit nicht mehr als nötig zerstört wird, damit nicht kostbares Gut der Schöpfung, das der Erhaltung Wert wäre, überfahren und zugeschüttet wird, braucht es die Fähigkeit, die grossen und vor allem diese kleinen Dinge zu sehen, ihre Beziehungen zu sich selbst und zur Umwelt zu erkennen, jene Fähigkeit, die zur Einfühlung in die natürliche Ordnung führt, zur Bewunderung der Schöpfung und zur Bescheidung seiner selbst, die Fähigkeit und das Gefühl, aus der auch der Sinn für Verantwortung und Rücksicht hervorquillt, dass es Gemeingut ist, das da verloren zu gehen droht.

Da ist die Gruppe der Familiengänger. Der Vater, der mit seinen Kindern in den Ferien wieder einmal jung und unbeschwert sein möchte, die Mutter, die einmal nur zuschauen und nicht immer alles selbst tun möchte. Da sind die Kinder, die einmal mehr Wärme als nur strenges Vorbild, kurze Ermahnungen zwischen Bett und Schule, erleben möchten. Da ist die Familie, die einmal heraus möchte aus dem Geklatsch der Nachbarschaft, weg vom Gegenüber der Häuserfront, weiter möchte als bis zur überfüllten Badanstalt, die einen Platz sucht, einen Familienplatz irgendwo für sich allein. Es nützt nichts, über die Gefährdung, über die Auflösung der Familie zu jammern in einer Zeit, die der Familie je länger je mehr alle Möglichkeiten der Entfaltung nimmt. In einer Zeit, in der die Familienwohnung, das Einfamilienhaus, weil unerschwinglich, praktisch unmöglich geworden ist. In einer Zeit, in der die Eltern ins Geschäft und die Kinder in die Schule, wo die Eltern auf die Gesellschaftsreise und die Kinder ins Ferienlager gehen, wo die Freizeit in Vereinen für Grosse und Vereinen für Kleine verbracht wird, weil die Verhältnisse in den ineinandergeschachtelten Wohnungen derartige sind, dass wegen der mangelnden Abtrennung und Isolierung ein lebendiges Familienleben gar nicht möglich ist. Die verbreitetste Wohnform, das Sechs- oder Zwölffamilienhaus, wo die Einflüsse der Nachbarwohnung sich auf mindestens zwei, im schlimmsten Fall auf drei oder vier Seiten durch zu dünnes Mauerwerk oder zu leichte Decken sich aufs unangenehmste bemerkbar machen, wird sich auf die Dauer als die ungünstigste Form der Wohnung erweisen. Bis aber in der äusserst trägen Materie des Wohnungsbaues grundlegende Wandlungen zum Flachbau ohne allseitigen Einblick in Garten und Gegenüber (Atriumhaus) oder zum Wohnhochhaus mit völlig isolierten Zellen und weitesten Gebäudeabständen eintreten werden, ist die Familie auf Feriengelegenheiten angewiesen. Genau wie der einzelne Familienvater eine Wohnung aus eigener Kraft nicht mehr beschaffen kann, ist er auch für die Ferienwohnung auf die Zusammenarbeit angewiesen. Es gibt denn auch schon Wohngenossenschaften und Betriebsgemeinschaften, die mit wachsendem Erfolg nicht nur Wohnstätten, sondern auch Ferienstätten bauen. Ferienhäuschen, in welche die Familien ablösungsweise mit Genossenschaftsautos gebracht werden. Häuschen, die, weil ständig belegt, wirtschaftlich voll ausgenützt werden können. Häuschen, die in planvollen Gruppen zusammengestellt, auch den Komfort eines zentralen Laden- und Wirtschaftsgebäudes bieten, in dem auf Bestellung einfache, preiswerte Mahlzeiten eingenommen und die Kinder im Kindergarten abgegeben werden können, wenn die Eltern einmal eine Tour ohne Anhang unternehmen wollen. Eine verwandte Form des Ferienaufenthaltes sind die «Motels»: Gruppen von kleinen Ferienhäuschen mit zentralen Diensten, zu denen die mit dem Auto reisende Familie bis zur Zimmertür fahren, für sich isoliert haushalten oder nach Bedarf von den gemeinschaftlichen Diensten Gebrauch machen kann. «Motels» oder Hotels, in denen die Grossmutter den Wohnraum mit Kochnische und Bad belegt, während die übrigen Familienglieder im Park ihr Zelt aufschlagen und nur bei Gewitter, oder wenn sie duschen wollen, zur Grossmutter flüchten. Ich kenne verschiedene Projekte für derartige Anlagen, kaum eine Autoviertelstunde von grösseren Städten oder Kurorten weg, doch weiss ich nicht, ob ein solches Projekt in der Schweiz schon verwirklicht worden ist. Dagegen kenne ich in England verschiedene solcher Familiencamps, Barackenlager mit Familienzellen und Gemeinschaftseinrichtungen. Die Engländer sind in der Industrialisierung und in den Auswirkungen dieser Lebensform dem Festland um 25 Jahre voraus, haben Erfahrungen im guten und schlechten Sinne, die wir erst noch am eigenen Leibe machen müssen, schon vorweg genommen. Erfahrungen, die vor allem im Ferienmachen vorbildlich sind. Da

die Engländer gern und viel in die Schweiz kommen, wird diese Form von Ferien auch bei uns eingeführt werden. England ist ja auch das Land, wo Landesplanung und Landschaftsgestaltung am weitesten gediehen sind und die grössten Erfolge zu verzeichnen haben.

Da ist aber auch in wachsender Zahl der Kollektivgänger, der ebenfalls von englischer Lebensweise beeinflusst, seine Sehnsüchte nur im Rahmen einer Organisation, einer Planung, erfüllt sieht. Der um das andere, die andere Umwelt zu haben, sich bescheiden und gesittet in die Gesellschaftsreise einfügt. Der mitschwingt, miterlebt, sich mitfreut, wenn er mitgerissen, mitgetragen wird von vielen anderen. Der als Gegensatz zu seiner sorgfältigen, kleinlichen Arbeitswelt, zu seinen uniformen und langweiligen Wohnverhältnissen nun auflebt, wenn er den Pulsschlag der Zeit in der Grossanlage eines Stadions, auf dem Rennplatz, auf der Zuschauergalerie des Flughafens spürt, der als Gegensatz und Erholung die Masse braucht. Auch diese Kategorie von Feriengängern und Erholungsbesuchern ist gar nicht so unschweizerisch, wie es auf den ersten Blick scheint. Zum Turn-, zum Schützen-, zum Sängerfest kommt die Tour de Suisse, die man am Ferienort vorbeiziehen sieht, kommen die Fussballweltmeisterschaften, Erlebnisse, für die man geduldig stundenlang im Regen steht. Der Bau eines Stadions, die Schaffung eines Rennplatzes, sind offensichtlich Bedürfnisse, die auch in der grössten Schweizerstadt noch der Erfüllung harren. Ich bin sogar geneigt, diese Anlagen zu den echteren Regenerationsstätten zu zählen als z. B. Lichtspielhäuser.

Ferien, Erholung, Entspannung, Abwechslung gehören zum Leben wie Ein- und Ausatmen, wie der Schlaf zum Wachsein. Je dichter unser Land besiedelt werden wird, desto dringlicher wird das Bedürfnis nach Regenerationsgebieten. Grünflächen, Freiflächen nennt sie der Planer. Der Umstand, dass in unseren Verfassungen vor hundert Jahren an solche Dinge und Entwicklungen, an solche Notwendigkeiten nicht gedacht wurde, ganz einfach, weil damals der Zürcher Bahnhof noch auf freiem Felde stand und niemand an Landnot und Landmangel und an grosse Städte gedacht hat, darf uns nicht hindern, in neuen, zeitgemässeren Gesetzen die Grundlagen für diese Entwicklungen und Bedürfnisse zu schaffen. Je ausgeklügelter, technischer, komplizierter unser Leben wird, desto grösser wird das Verlangen nach geistig seelischer, nach ästhetisch sentimentaler Entspannung und Ergänzung. Diese naheliegende Erkenntnis darf uns jedoch nicht zur Illusion verleiten, solche Dinge stellten sich zwangsläufig und von selbst ein. Nicht einmal der Verkehr, die Grundlage, die uns gestattet, überhaupt zu Arbeits-, Wohn- und Erholungsstätten zu gelangen, vermag sich, trotz Abbrüchen ganzer Strassenzüge, trotz Tunnels und Unterführungen, trotz den Möglichkeiten des Luftraumes, den für sein Funktionieren lebensnotwendigen Raum zu schaffen und droht an sich selbst zu ersticken. Schon fragen die ausländischen Autotouristen nach einem Weg, auf dem sie die Großstadt Zürich auf dem Rückweg vermeiden könnten, nachdem sie sich auf der Hinfahrt in dem für Ortsunkundige völlig unübersichtlichen Verkehrslabyrinth verfahren haben. Aber auch unsere Landstrassen mit den nicht abreissenden Ortsdurchfahrten sind für den an grosszügige Verhältnisse gewohnten ausländischen Autofahrer ein Greuel.

Ueberraschend schnell hat das kriegszerstörte Ausland seine Verkehrsanlagen wieder hergestellt, den Autobahnen in Holland, Deutschland oder Italien, den Routes Nationales in Frankreich haben wir nichts gleichwertiges, nichts konkurrenzfähiges entgegen zu stellen. Der Wert dieser Anlagen liegt nicht nur darin, dass der Reisende rasch und sicher über grosse Distanzen geleitet wird, sondern dass diese Anlagen auch landschaftlich hervorragend eingefügt und gestaltet worden sind. Während die grossen Anstrengungen, die auch bei uns im Strassenwesen gemacht wurden, uns bestenfalls die Qualifikation des besten Nebenstrassennetzes der Welt eingetragen haben, hat man auf den ausländischen Hauptstrassen den Eindruck, mühelos und schön von Stadt zu Stadt und auch durch die Städte hindurch oder darum herum geleitet zu werden. Die Kunst der Anlage einer Autostrasse liegt nicht so sehr in den Annehmlichkeiten des flüssigen, raschen Fahrens, sondern viel mehr in der einladenden, gastlichen Wirkung, die die nähere Umgebung der Strasse auf den Gast ausübt. Wo sind an unseren vielen schönen Seen die Orte, wo man von der Strasse aus zum Verweilen, zum Anhalten im Schatten, zum Lagern unter Bäumen, zum Baden eingeladen wird? Vor den Gasthöfen mögen noch soviele, geschmacklos ausgestopfte «Köche» mit Menükarten stehen, wenn kein schattiger, rechtsabzweigender Parkplatz zum Anhalten einlädt, wird der Fremde, der nicht eine bestimmte Gaststätte aufsuchen will, nicht zum Anhalten veranlasst werden.

Ich bin ein alter Wasserfahrer, aber ich kenne an vielen Seen nur eine einzige solche Stelle, aber dort müssen die Wagen auf der Strasse stehen bleiben, und am Strand hängt sicher eine Verbotstafel, die Baden nur für Eingeborene gestattet. Lediglich auf einigen Stapelplätzen mit Kieshaufen und Röhrenlagern kann man ab der Strasse ans Ufer gelangen, aber meist ist dabei noch eine Kehrichtablagerungs- oder Auffüllstätte, also wenig gastliche Orte. Aber auch ohne baden zu können, gibt es sehr wenig einladende Rastplätze an unseren Strassen. Das hängt damit zusammen, dass es bei uns, ausser in den Alpengebieten, sehr wenig «herrenloses», unkultiviertes Land gibt. Wo bei Strassenkorrekturen noch irgend ein Zwickel anfällt, bietet sicher eine Garage mit Autofriedhof ein wenig einladendes Milieu. Diese Autofriedhöfe sind übrigens ein sehr typisches Symptom für unsere raschlebende, rasch verbrauchende Zeit und ihre Rücksichtslosigkeit. Nicht der Umstand, dass Autos ausgeschlachtet werden, ist verletzend, aber dass dies derart barbarisch und brutal irgendwo an unseren Hauptstrassen geschieht, ist verletzend und unseren Verpflichtungen als Reiseland abträglich, auch wenn es nicht in erster Linie die Gäste sind,

die rasch vorbeifahren und darüberhinwegsehen, sondern die Anwohner, die diese Greuel jahrein, jahraus ansehen müssen. Noch betrübender als dieser Anblick ist der Umstand, dass man sich bereits dermassen an diese Dinge gewöhnt hat, dass niemand etwas dagegen unternimmt. Zum selben Abschnitt über die einladende Gastlichkeit gehörten lange die Hinterseiten unserer Städte, die sie den Güter- und Rangierbahnhöfen und damit den Reisenden zukehrten, die gezwungenermassen auf diesem Wege in die Städte einfahren. Nun sind offenbar die Ein- und Ausfahrstrassen derselben Städte daran, in der gleichen unerfreulichen, wenig einladenden Weise ihre Kehrseite den Autogästen entgegenzuhalten. Müssen denn ausgerechnet alle unsere Stapelplätze für Alt- und Baumaterialien, für Benzinfässer und Abbruchmaterial an unseren Einfallstrassen liegen? Das ist natürlich nicht der Fall, aber weil auch hier niemand, keine Planung vorausschauend für Ordnung gesorgt hat, wirkt auch diese Erscheinung abstossender als nötig. Wenn aber diese Abfallplätze und Freilichtlaboratorien, Fabrikhöfe hier an den Hauptstrassen liegen müssen, müsste doch wenigstens von den Benützern dieser Areale verlangt werden, dass sie ihren Greuel mit einer Grünanlage abschirmen. Erfreulicherweise gibt es zahlreiche Firmen, die das im Interesse ihrer Repräsentation und Propaganda von selbst tun.

An diesen Ausfallstrassen häuft sich eine marktschreierische Reklame, die sich gegenseitig selbst totschlägt. Unsere Bahnhofshallen sind ein charakteristisches Beispiel dafür; plumper und abstossender kann man auf eidgenössischem Boden die Sache nicht mehr machen. Das Beschämende auch hier ist nicht diese mehr auf Quantität als auf Qualität ausgerichtete Reklame, sondern dass sich in den zuständigen eidgenössischen Behörden niemand dagegen regt, dass schon niemand mehr auf solche Greuel reagiert, dass die abstumpfende Wirkung dieser Art Reklame schon derart fortgeschritten ist. Nicht die Reklame an sich, obwohl man über die tatsächliche Werbekraft geteilter Auffassung sein kann, sondern der Umstand, dass im Lande der staatlich prämiierten Qualitätsgraphik in anderen staatlichen Anlagen eine derart geistlose Reklame nicht nur geduldet, sondern geradezu herangezogen wird, ist betrüblich. Dabei sind wir uns durchaus bewusst, dass zu den aufreizenden Illusionen eines Ferien- und Jahrmarktbetriebes ein gewisses Geschrei (reclamare heisst ja schreien) gehört. Aber das echte Jahrmarktsgeschrei in den Budenstädten ist in seiner Uebertriebenheit und Ausgelassenheit als vorübergehender Ferienscherz verständlich, wird von jedermann als Jahrmarktsrummel und kurzfristige Extravaganz gewertet und hingenommen. Wenn aber in unseren Bahnhöfen und Bahnhofplätzen und -Strassen eine solche Kruste überständig und unappetitlich kleben bleibt, ist das ein Zeichen von Barbarei. Dass nun nach den Bahnhöfen und Plätzen die Autostrassen dieselbe unrühmliche Rolle übernehmen, ist unwürdig. Jede Reklame hat ihrem Wesen nach den Zweck, die Blicke auf sich zu sehen, abzulenken, sonst ist es keine Reklame. Längs Autostrassen ist diese Ablenkung jedoch eine Verkehrsgefährdung, die ohne weiteres verboten werden könnte und müsste. Aber auch hier betrübt uns nicht die Reklame an sich, sondern die Behörden, die sich nicht um diese Dinge kümmern. Den Benzinfirmen, die sich an unseren Hauptstrassen und Ortseingängen gegenseitig übertrumpfen, die sich mit Farborgien ausstechen wollen, aber möchte ich die Anregung machen, dieses Reklamegeld besser in einladenden, mit Bäumen versehenen Rastplätzen anzulegen, an denen der Autofahrer viel lieber anhalten und tanken würde, als auf die abstumpfende Wirkung international standardisierter Markenzeichen, wie er sie überall findet.

Neben diesen gewöhnlichen, wenig anziehenden Erscheinungen an und auf unseren Verkehrsanlagen möchte ich nicht an einer typisch schweizerischen und in ihrer Art durchaus reizvollen Neuerung im Verkehrswesen vorbeigehen. Ich bin der Meinung, dass die leichten, luftigen Sesselliftanlagen, die sich unbeschwert über Felsen, Alpweiden und Wälder hinwegschwingen, viel zur Erschliessung sonst wenig begangener Gebiete beitragen können. Voraussetzung ist nur, dass ihre Trasse sorgfältig in die Landschaft gelegt und dass ihre Masten mit Eleganz und gepflegter Technik gestaltet werden. Je mehr es gibt, desto besser, um so rascher wird der Massenbetrieb dezentralisiert, um so geruhsamer wird man sich den echten Genuss einer solchen Fahrt leisten können. Für die unentwegten Berggänger aus eigener Kraft bleiben immer noch genug unerschlossene Täler und Gipfel. Aber auch bei den Sesselilifts muss eben die Behörde gut darauf achten, wie diese Bauten angelegt werden, und von denen, die sie bauen, finanzieren und am laufenden Band wie im Karussell Geld einnehmen, muss man verlangen, dass sie nicht die blödeste, billigste und störendste Sesselbahn bauen, sondern die besteingefügte und sicherste, dass nicht jeder «Chlütteri» solche Anlagen baut, sondern dass immer auch Leute mit Verständnis und Einfühlungsvermögen, Leute mit Augen für das landschaftlich Erträgliche gestaltend mitwirken müssen. Der Feriengänger geniert sich nicht, zum Fachmann, zum Spezialisten, zum Kenner der Verhältnisse zu gehen, geniert sich nicht, sich von einem Reisebüro beraten zu lassen. Ganz allgemein hat man erkannt, dass bei den kurzen Ferien- und Reisezeiten, die uns zur Verfügung stehen, man nicht alle Erfahrungen allein machen kann. Während aber die Ferienberatung sich bewährt, finden es die Ferienorte immer noch überflüssig, sich für ihre bauliche Entwicklung, für ihre landschaftliche Gestaltung, die für die Entwicklung als Kurort von entscheidenster Bedeutung ist, vom Fachmann, in diesem Falle vom Planer, vom Landschaftsgestalter, beraten zu lassen. Solange wir von unseren scheinbar unerschöpflichen Naturschönheiten zehren konnten, war das vielleicht bedeutungslos. Ueber die Greuel der Hotelkasten hinweg dominierte die gewaltige Bergwelt, die Grösse unserer Landschaften. Nachdem wir es aber erleben mussten, wie diese aus der Mode gekommenen Hotelkasten leer und verfallen herumstanden (Rheinfall, Rigi, Ragaz), mit öffentlichen Mitteln abge-

brochen und saniert werden mussten, kann es uns nicht mehr gleichgültig sein, was weiterhin in unseren Kurlandschaften geschieht. Ein erster, vorläufig erfolgloser Anlauf der Planung in dieser Richtung wurde in den Kriegsjahren mit der Hotelsanierung unter Leitung von Nationalrat Dr. h. c. Armin Meili getan. Meili hatte in Zusammenarbeit mit den namhaftesten Schweizer Baufachleuten in der unvergesslichen «Landi» bewiesen, dass es auf engstem Raum und trotz grösster Häufung der Menschen und ihrer Produkte möglich war, eine grossartige landschaftlich und gestalterisch völlig harmonische und gerade deshalb so erfolgreiche Ausstellung zu schaffen. Die Absicht und die Hoffnung, unsere Kulturlandschaften im selben Sinn und Geist zu erneuern und auszugestalten, waren berechtigt. Das mit ebenso viel Enthusiasmus wie Illusionen begonnene Werk ist inzwischen scheinbar sang- und klanglos schubladisiert worden. Zum Teil mag daran die mangelnde praktische Erfahrung der Bearbeiter im Umgang mit demokratisch regierten Gemeinwesen Schuld gewesen sein. Die andere Ursache war offenbar das Ausbleiben der erwarteten Nachkriegskrise. Leute aus dem kriegszerstörten Europa und neugierige Amerikaner stürzten sich auf die einigermassen intakten Fremdenverkehrseinrichtungen der Friedensinsel. In der Ausverkaufsstimmung der Hochkonjunktur sind alle die alten Ladenhüter wider Erwarten zu vermieten. Die Unversehrtheit, Sauberkeit und Ordentlichkeit der Fremdenverkehrseinrichtungen erlebte auch ohne bauliche Anstrengung eine ungeahnte Auferstehung. Man schätzt die Einnahmen der Schweiz vor dem Kriege auf rund 100 Franken pro Einwohner, was etwa zehnmal mehr war, als Italien trotz seiner berühmten Baudenkmäler und seiner ausgedehnten Küsten von den Fremden bezog. Auch Frankreich kam trotz der Attraktionen des Nachtlebens von Paris und trotz seiner Spielsalons an der Riviera nur auf den siebenten Teil und selbst das ähnlich gelagerte Gebirgsland Oesterreich kam nicht auf die Hälfte unserer Umsätze aus dem Fremdenverkehr. Die Nachkriegsentwicklung hat diese Frequenzen weit überstiegen. Die Bettenbesetzung, die in den dreissiger Jahren 40 % betrug, ist seither auf das Doppelte angestiegen. Besonders die grossen Städte haben eine ungeahnte Belebung des Fremdenverkehrs erfahren. Trotzdem wagen wir zu behaupten, dass die Zeit kommen wird, in der die Schweiz die Konkurrenz des wiedererstandenen und erneuerten Auslandes wird zu spüren bekommen. Man würde dann froh sein, nachgeführte, à jour gestellte Planungen für die Sanierung und Erneuerung unserer Kurorte und Verkehrsanlagen zur Hand zu haben. Jeder grössere Fabrikbetrieb, der an seine Zukunft glaubt und denkt, unterhält ein Planungsbüro, in dem laufend und sorgfältig alle Entwicklungs- und Rationalisierungsarbeiten geprüft und nach Bedarf und Möglichkeit realisiert werden. Nur einer unserer grössten und wichtigsten Industriezweige glaubt völlig auf derartige Vorbereitungen verzichten zu können. In den Vereinigten Staaten rechnet man mit Auslagen für Planungsvorbereitungen (Landes-, Regional- und Ortsplanung) im Betrage von Fr. 1.20 pro Jahr und Kopf. Bei uns, wo viel weniger Land zur Verfügung steht, die Sache also viel dringlicher ist, setzt man im Mittel nur den fünftel Teil ein, und auch dieser Betrag ist das Ergebnis der Handels- und Industriestädte, während die eigentlichen Kurorte überhaupt nichts tun und bedenkenlos zusehen, wie eine zufällige und wilde Bauspekulation ihre schönsten Lagen endgültig reduziert. Während bald jede Industriegemeinde eine Bauordnung hat und, soweit das überhaupt möglich ist, eine Ortsplanung betreibt und damit wenigstens das Mögliche tut (wenn nur davon gesprochen, die Aufmerksamkeit auf die Entwicklung gelenkt wird, ist schon sehr viel erreicht) geschieht in unseren Fremdenkurorten in dieser Beziehung wenig oder gar nichts. Die paar Hotelumbauten und Erneuerungen im Heimatstil, die paar Parkplätze und Strassenbauten bewegen sich nur am Rande dieser Fragen und lenken unsere Aufmerksamkeit von den tieferen Zusammenhängen der Kurlandschaft in ihrer Gesamtheit weg.

Was der Reisende in einer Ferienlandschaft sucht, ist das Besondere, nicht Alltägliche, nicht überall und international auch Vorhandene, Standardisierte und Uniformierte. Die Schweiz wäre in der Lage, dank ihrer natürlichen Vorzüge, diesen allgemeinen Ferienwünschen Rechnung zu tragen mit wenig zusätzlichem Aufwand, der mehr geistiger als materieller Art sein könnte, indem sie durch Planung diese Eigenarten bewusst pflegt.

Ferienerinnerungen sind die goldenen Fäden im Gewebe unseres Lebens, die diesem den Rückhalt und den Glanz geben. Es ist klar, dass diese Fäden nur selten sein können und wie alles Edle gepflegt und gesucht sein wollen. Die Planung ist die Tätigkeit, die diese goldenen Fäden in der Landschaft sucht, bewahrt und zur Geltung bringt, was allein unserem Land seinen Glanz, seinen natürlichen Reichtum erhalten kann. Gerade weil wir wissen, dass solche Fäden im groben Tuch des Alltags nicht unbeschränkt zur Verfügung stehen, dass diese Fäden um so kostbarer werden, je mehr Leute davon leben, sich an ihrem Glanz erfreuen wollen, sind wir verpflichtet zu verhindern, dass sie zerstört, verschüttet, zufällig überbaut werden. Wie sehr diese Naturschönheiten im Schwinden sind, zeigt der Zustand unserer Gewässer, deren zunehmende Verschmutzung bereits zum Aufsehen mahnt und deren Sanierung nur mit allergrössten Anstrengungen noch möglich sein wird. Dabei würde man annehmen, sauberes Wasser in einem Ferienland sei eine Selbstverständlichkeit. Der Ruf der Schweiz als Ferienparadies ist in Gefahr. Von wenig Dingen hat die Welt eine derart allgemeine und eindeutige Vorstellung wie vom Paradies. Wie schon das persische Wort selbst ausdrückt, versteht man darunter einen Park, eine sorgfältig gepflegte Gartenlandschaft, keine Wildnis, sondern ein gepflegtes Stück Erde. Umgekehrt ist es ebenso eindeutig und klar, dass wir unser kurzes Ferienglück nicht in einer Asphaltwüste, in einem Häusermeer, in einem Stangen- und Leitungswald, in Reklameplantagen finden können. Bei allen Veränderungen, die wir an unserer Landschaft vor-

nehmen, müssen wir uns daher fragen, geht es in Richtung auf den gepflegten Garten oder auf eine Verödung zu.

Wir alle wissen aus Jahrtausende alter Erfahrung, dass die Vorstellung vom Paradies auf Erden eine Illusion ist, dass dieses Paradies nie eintreten wird; trotzdem dient uns diese allgemeine Vorstellung, uns aufzurichten und, mit dem Ziele im Auge, das Leben leichter zu ertragen. Die zauberhafte Vorstellung vom Paradies ist also eine nützliche, eine lebensnotwendige Illusion wie die goldenen Fäden unserer Ferienerinnerungen. Auch Planung mag eine solche lebensnotwendige Täuschung der Sinne und des Geistes sein. Während aber diese stimulierenden, reizvollen, antreibenden, heilbringenden Illusionen lebensfördernd sind, gibt es eine viel gefährlichere, lebenstötende Illusion, die nämlich, dass sich die Dinge in unserer Landschaft von selbst, ohne Anstrengung, ohne Zucht, ohne Programm, ohne bewusste Vorstellung, ohne Planung zum besten entwickeln würden. Ebenso unheilbringend ist die Täuschung, der wir uns bei all diesen Landschaftsveränderungen gerne hingeben, indem wir immer nur den scheinbar harmlosen Einzelfall betrachten, für den es sich nicht lohnt, etwas besonderes, etwas planmässiges zu unternehmen.

Damit hätte ich wieder einmal gesagt, was unseren Planern am Herzen liegt und kann wenigstens die Illusion mit in die Ferien nehmen, ich hätte solche verdient, was der Erholung sicher nur förderlich sein wird.

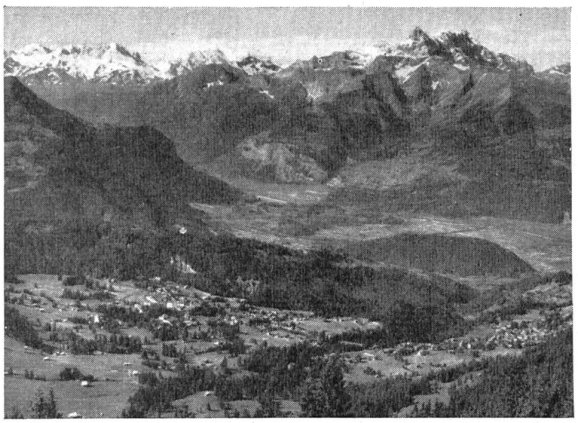

Abb. 1. (Siehe nebenstehenden Beitrag von M. W. Graf.) *Villars in den Waadtländer Alpen* verfügt über eine grössere Zahl von sehr komfortablen Ferienhäusern und Ferienwohnungen. Ein Beispiel dafür, dass ein mondäner Ferienort wegen der Ferienwohnungen keinesfalls an Niveau einzubüssen braucht. Allerdings ist eine gute Zusammenarbeit aller am Fremdenverkehr interessierten Stellen nötig.